

33. Jhg. NOVEMBER 2023 Nr. 11 (420)

MASURISCHE STORCHENPOST



Zweisprachige Straßenschilder in Cottbus

Foto: Thomas Richert

S. 19

Martyna Siudak

Andrzej Sakson Mazur z wyboru



**Foto: Jadwiga Sęczkowska- Sakson, Grafika: Robert Budziński
S. 3, 13**

- Warum sind von 80.000 Personen der masurischen Gemeinschaft polnischer Herkunft, die die Legitimation Polens zur Angliederung Masurens bildeten, nur 4 bis 6.000 geblieben? –

mit Professor Andrzej Sakson von der WNPiD (Fakultät für politische Wissenschaften und Journalistik) der UAM (Adam-Mickiewicz-Universität), spricht Ewa Konarzewska-Michalak.

Prof. Andrzej Sakson.

Der Wahlmasure, lebte in zwei Welten

In Ihrer Jugend haben Sie sich mit einem Masuren in Berlin angefreundet. Wie hat diese Beziehung Ihre wissenschaftliche Arbeit beeinflusst? Hat Sie vielleicht Professor Andrzej Kwilecki zu den Forschungen zu ethnischen Minderheiten inspiriert?

Wie es oft geschieht, spielt der Zufall im Leben eine wesentliche Rolle, auch in meinem. Richard Kostrzewa, Ermländer und nicht Masure, stammte aus Bischofsburg und fand sich im Rahmen der Familienzusammenführung in den 50er Jahren in Berlin wieder. Er hatte eine Umzugsfirma, in der ich etwas dazuverdiente. Als wir uns anfreundeten, erzählte er mir von den Schicksalen der ermländisch-masurischen Gesellschaft. In seinem Lebenslauf zeigten sich die Probleme dieser Gruppe, von denen ich keine Ahnung hatte, in ihrer vollen Komplexität.

Vorher hatte ich an der UAM unter der Leitung meines Meisters, Professor Andrzej Kwilecki, der ein Gefühl für Themen hatte, die sich ethnischen Gruppen widmeten, meine Magisterarbeit

und auch meine Doktorarbeit über deutschkundliche Themen gemacht. Professor Kwilecki kam zu dem Schluss, dass ich im West-Institut arbeiten könnte. Ab Oktober 1980 sollte ich dort beschäftigt werden, aber es kam die große Geschichte, nämlich die Ereignisse vom August 1980 dazwischen. Der damalige Direktor, Professor Antoni Czubiński hatte bestimmte politische Überzeugungen, war aber ein ungewöhnlich freundlicher Mensch, und sagte: „Es fällt mir schwer, Sie zu beschäftigen, kommen Sie in einem Monat wieder.“ Ich ging dreimal hin. Als mich der Professor fragte, ob ich eine Arbeit gefunden habe, verstand ich, dass ich mich nicht mehr bemühen musste.

Warum sind Sie dann nach Allenstein gewechselt?

Es fügte sich so, dass zu jener Zeit meine spätere Frau in Allenstein eine Arbeit an der Pädagogischen Hochschule bekam. Ich erfuhr von Professor Anna Szyfer, einer mit der UAM verbundenen Ethnologin, dass im Wissenschaftlichen Forschungszentrum „Wojciech Kętrzyński“ die Möglichkeit einer Beschäftigung bestünde. Aber in der Zwischenzeit traf ich meinen Historikerkollegen Andrzej Borkowski, der an der damaligen Landwirtschaftlich-Technischen Akademie, der Vorgängerin der Ermländisch-Masurischen Universität, arbeitete. Ich erzählte ihm von meinen Plänen, und er darauf: Andrzej, schlag dir das aus dem Kopf, dort verdienen sie nur ein paar Pfennige – was der Wahrheit entsprach. – Reich deine Papiere bei der Akademie ein, da verdienst du mit Sicherheit beinahe zweimal so viel. Und so nahm ich im Januar 1981 meine Arbeit im Institut für Gesellschaftswissenschaften auf.

Alenstein bedeutete für mich nicht nur einen Umzug, sondern

auch eine Umorientierung meiner Forschungsrichtung. Ich überlegte mir ein Thema für eine Habilitation und befand, dass ich nach Einführung des Kriegszustands, als es schwer war, einen Pass zu bekommen, weitere Forschungen zu deutschen Fragen beiseite lege. Professor Kwilecki riet mir, nicht in der Ferne zu suchen, denn mein Forschungsobjekt, die masurische Gemeinschaft, würde auf den Straßen der Stadt herumlaufen.

Warum emigrierten die Masuren nach Deutschland?

Das war und ist bis heute ein heikles Thema, denn es taucht immer die Frage auf, warum von 80.000 Personen der masurischen Gemeinschaft polnischer Herkunft, die die Legitimation Polens für die Angliederung Masurens bildeten, nur 4 bis 6.000 geblieben sind. Seinerzeit hielten uns die Deutschen vor, dass wir Masuren und Ermland haben, und sie die Masuren und Ermländer. Sie hatten Recht, denn etwa 80 Prozent dieser Bevölkerung emigrierte in mehreren Wellen nach Deutschland.

Die Suche nach der Antwort war unbequem, darum mieden Forscher dieses Thema. Die Emigration resultierte in bedeutendem Maße aus einer fehlerhaften und diskriminierenden Politik gegenüber diesen Menschen, aber auch aus dem fortgeschrittenen Prozess der Germanisierung. Nach 1956 kam diese Gemeinschaft zu der Erkenntnis, dass es ihr in der Bundesrepublik Deutschland besser gehen wird, denn die Zukunft im kommunistischen Polen, auch materiell, zeichnete sich in düsteren Farben ab. Das Problem und der Begriff der besonderen masurischen und ermländischen Tragödie beruht darauf, dass im Gegensatz zu den Schlesiern der wesentliche Teil dieser Gemeinschaft ausgewandert ist.

Die Ermländer hielten sich länger, sie emigrierten ab Anfang der

70er Jahre, was zum Teil aus dem geringeren Grad der Germanisierung resultierte. Die Masuren hingegen, die Protestanten, waren mehr mit dem deutschen Staat verbunden. Besonders wesentlich war die bis vor kurzem unterdrückte Tatsache, dass sie ab 1933 massiv Hitler unterstützt hatten, der für sie zum ersten Mal die Möglichkeit schuf, gleichwertige Bürger des Reiches zu sein. Soll die ältere Generation, die masurisch spricht, aussterben, die jüngere wird dank der Indoktrination in vollem Umfang deutsch sein – diesen Ansatz hatten die Nationalsozialisten. Die Ermländer hingegen waren mehrheitlich Katholiken und dadurch mehr mit der polnischen Bewegung verbunden.

Das Resultat Ihrer Forschungen war ein wichtiges Buch...

Die Monographie „Masuren – Gesellschaft des Grenzlandes“ erfreute sich vermutlich der größten Anerkennung aller meiner Arbeiten. Das Schicksal zeigte sich mir sehr gewogen, denn das Buch erschien im idealen Moment – im Jahr 1990, als das Zentralamt für die Kontrolle von Publikationen und Aufführungen nicht mehr tätig war. Die ethnische Frage war von der Zensur belastet. Professor Kwilecki kämpfte fünf Jahre für die Veröffentlichung einer Monographie über die Lemken. Auf seinen Rat hin schrieb ich so, als würde die Zensur nicht existieren. Das Buch, zu dem der Guru der polnischen Soziologen Professor Jan Szczepański das Vorwort schrieb, erhielt sehr gute Rezensionen. Für mich, den jungen Forscher, war das eine ungewöhnliche Auszeichnung.

Welche von Ihren Entdeckungen wurde besonders geschätzt?

Die masurische Problematik entwickelte sich im Verlauf der Forschungen zur Frage der Erschaffung einer Theorie, die auf all-

gemeine Gesetzmäßigkeiten hinweist. Bei der Erforschung der Masuren und preußischen Litauer, die im Memelland wohnten, schuf ich die **Theorie der geringen Ausdehnung**, die zeigt, dass im Falle der Abtrennung einer Gruppe vom Staat oder der Nation ihrer Herkunft ein Mechanismus der allmählichen Identifikation mit einem zweiten Staat, in diesem Fall Preußen, erfolgt. Ich zog den Schluss, dass unabhängig von der Art der Politik gegenüber dieser Bevölkerung der Zerfallsprozess durch die Emigration unausweichlich war. Dieser Mechanismus entsprang dem Gefühl der Fremdheit gegenüber den Polen und Litauern sowie der kulturellen Nähe zu den Deutschen.

Ich habe auch die **Theorie der kulturellen Gesellschaft des Grenzlandes** verbreitet. Ich habe festgestellt, dass die Masuren und Ermländer ähnlich wie die Schlesier in einem Grenzland der Kulturen und Zivilisationen leben und anders funktionieren als homogene Gesellschaften. Sie sind durch vielfältige Identitäten charakterisiert. Das konstituierende Element ist die Zugehörigkeit zu den Masuren oder Schlesiern. Der gleichzeitige Besitz des Elements des Polentums und Deutschtums ist kein innerer Widerspruch. Abhängig von den Winden der Geschichte konnten diese Gesellschaften in zwei Welten leben. Nach dem Krieg gab es nicht den Willen, solche Nuancen zu verstehen. Wenn man sich nicht eindeutig deklarierte, war man ein Feind, ein „camoufflierter Deutscher“. Doch diese Menschen wollten ganz einfach bei sich zuhause leben.

In meinen Forschung über die Westlichen und Nördlichen Gebiete habe ich den Begriff der **postmigrativen Gesellschaft** angewandt, die heute von vielen Erforschern der gesellschaftlichen Änderungen auf diesen Gebieten, die ein Drittel des Territoriums Polens

ausmachen, verwendet wird.

Wie erinnern Sie sich an die Zeit der Arbeit und der Leitung des West-Instituts?

Das West-Institut ist wie auch die Universität für mich als Forscher sehr wichtig. Ich arbeite an beiden Orten seit über 30 Jahren. Im Institut habe ich eine Reihe von Funktionen erfüllt, viele Jahre lang war ich wissenschaftlicher Sekretär, und in den Jahren 2004-2011 Direktor. Die Zeit ausschließlich als Direktor habe ich als nicht einfach in Erinnerung. Einerseits hatte ich die Genugtuung, eine Gruppe kompetenter Forscher zu leiten, mit denen wir Forschungsprojekte realisiert haben. Es erschien unter anderem eine neunbändige Serie unter dem Titel „Die Bundesrepublik Deutschland 20 Jahre nach der Vereinigung. Politik, Wirtschaft, Gesellschaft“, für den wir einen millionenschweren Zuschuss gewonnen haben.

Leider legte sich wie ein Schatten die ungewöhnlich schwierige finanzielle Situation auf uns, in der sich nicht nur das West-Institut, sondern alle ähnlichen Einrichtungen wie das Schlesieninstitut in Oppeln oder das Wissenschaftliche Forschungszentrum in Allenstein befanden. Das damalige Ministerium unter der Leitung von Professor Kudrycka sah bei der Einführung der Reform des Hochschulwesens keinen Bedarf des Funktionierens dieses Typs von Einrichtungen und meinte, dass sie aufgrund ihrer Spezifik bei den sehr strengen Tendenzen der Parametrisierung nicht konkurrenzfähig sein würden. Die Praxis sah so aus, dass von Jahr zu Jahr die Zuwendungen auf demselben Niveau blieben oder abnahmen, was zur Folge hatte, dass die Leitung den größten Teil ihrer Energie auf die Sicherung der grundlegenden materiellen Interessen kon-

zentrierte. Wir fuhren als Bittsteller zu verschiedenen Ministerien und bettelten um Geldmittel. Es war ein Alptraum, zumal wir als führende deutschkundliche Einrichtung einen erstklassigen Ruf in Europa hatten. Ich erinnere mich daran, wie bei der Eröffnung des akademischen Jahres von uns als Perle in der Krone der Posener Wissenschaft gesprochen wurde.

Den Änderungen schwebte die Philosophie vor, dass man Gelder durch Zuschüsse gewinnen müsse. Nur, dass es schwierig war, aus den Projekten das Geld für die Gehälter zu transferieren. Die Angelegenheit komplizierte zusätzlich die Tatsache, dass unser Gründungsorgan das Außenministerium war. Es war geplant, das Institut in die Struktur der Polnischen Akademie der Wissenschaften einzubinden, danach in die der Universität. Wir schlugen uns mit strukturellen Problemen herum, die aus heutiger Sicht einer fehlerhaften Wissenschaftspolitik entsprangen. Viele Male formulierten wir die Meinung, dass man die Entscheidung über die Schließung der Einrichtung treffen sollte, wenn sie nicht nötig war. Man hatte nicht den Mut dazu, sicher aus Furcht vor der Reaktion der lokalen Gesellschaft. Uns erwartete das langsame Ausbluten.

Bei der zentralen Führung tauchte eine nach unserem Standpunkt verrückte Konzeption auf, nämlich, das West-Institut in die Struktur des Zentrums für östliche Studien einzubinden und eine westliche, also deutschkundliche Gruppe zu bilden, unabhängig davon, dass in Warschau das Polnische Institut für internationale Angelegenheiten tätig war. Dazu kam es jedoch nicht.

Ich stehe die ganze Zeit auf dem Standpunkt, dass ein Anschluss die schlechteste Sache für eine Institution ist, denn ihre Wiederherstellung als eigenständige Einheit ist so gut wie unmöglich. Ich denke, dass Autonomie, selbst auf Kosten von Opfern, das wich-

tigste ist. Zur Zeit meines Nachfolgers haben wir als Mitarbeiter uns beinahe ein Jahr lang solidarisch selbst besteuert und den halben Lohn genommen, um zu überleben. Im Jahr 2015, als die PiS an die Macht kam, überwog die Konzeption, uns zu erhalten. Es entstand ein Gesetz des Sejms über ein relativ niedriges festes Budget, das aber ein normales Funktionieren erlaubte. Unser führendes Organ wurde der Premier. Das West-Institut wurde de facto eine Think-Tank-Einheit, also eine Regierungseinrichtung, die sich mit analytischer Arbeit befasst und darüber abgerechnet wird. Im West-Institut befasse ich mich im Moment mit den Fragen der Westlichen und Nördlichen Gebiete.

Ich möchte unterstreichen, dass wir, die wissenschaftlichen Mitarbeiter, uns nichts vorzuwerfen haben. Vor dem Jahr 1989 und danach haben wir uns an die Verfahren gehalten und gute Arbeit geleistet. Die Note unserer Arbeit sind die Publikationen, und unser Schaffen war immer höher als das Potential.

24.02.2023

<https://uniwersyteckie.pl/nauka>

Biographie

Prof. zw. Dr. hab. Andrzej Sakson, Soziologe (Spezialisierung: Soziologie der Nation). Autor von über 400 Monographien. Forschungsinteressen: nationale und ethnische Minderheiten in Polen und Europa, Migrationen und Flüchtlinge, deutsch-polnische Beziehungen, Oblast Königsberg, Gesellschaftliche Änderungen in den westlichen und nördlichen Gebieten Polens. In den Jahren 2004-2011 Direktor des West-Instituts in Posen. Mitglied vieler wissenschaftlicher und redaktioneller Beiräte in Polen und im Ausland.

Publikationen

- A. Sakson, *Od Kłajpedy do Olsztyna. Współcześni mieszkańcy byłych Prus Wschodnich: Kraj Kłajpedzki, Obwód Kaliningradzki, Warmia i Mazury*, Poznań 2011. (*Von Memel nach Allenstein. Die heutigen Einwohner des ehemaligen Ostpreußen: Memelland, Oblast Kaliningrad, Ermland und Masuren*, Posen 2011.)
- A. Sakson, *Berlin-Warszawa. Studia o Niemcach i ich relacjach z Polakami*, Wrocław 2010. (*Berlin-Warschau. Studien über Deutsche und ihre Beziehungen zu Polen*, Breslau 2010)
- A. Sakson, *Menschen im Wandel. Polen und Deutsche, Minderheiten und Migration in Europas Geschichte und Gegenwart*, Potsdam 2008.
- A. Sakson, *Stosunki narodowościowe na Warmii i Mazurach 1945-1997*, Poznań 1998. (*Beziehungen der Nationalitäten in Ermland und Masuren 1945-1997*, Posen 1998)
- A. Sakson, *Młodzież Berlina Zachodniego. Studium Socjologiczne*, Poznań 1991. (*Die Jugendlichen West-Berlins. Soziologische Studie*, Posen 1991)
- A. Sakson, *Mazurzy-społeczność pogranicza*, Poznań 1990. (*Masuren – Gesellschaft des Grenzlandes*, Posen 1990)

Wissenschaftliche Interessensgebiete:

1. Nationale und ethnische Minderheiten in Polen und Europa. Konflikte auf dem Hintergrund von Nationalitäten Berufliche Migration sowie Probleme der Flüchtlinge. Arbeitsmarkt (Arbeitslosigkeit)
2. Deutsch-polnische und litauisch-polnische Beziehungen, unter anderem Probleme der Grenzgebiete. Stereotypen und Vorurteile
3. Oblast Kaliningrad, russisch-polnische Beziehungen

Gesellschaftliche Änderungen in den westlichen und nördlichen Gebieten

4. Neue gesellschaftliche Bewegungen und jugendliche Subkulturen

Leitung und Mitwirkung an Forschungsprojekten:

- Die Bundesrepublik Deutschland 20 Jahre nach der Vereinigung. Politik-Wirtschaft-Gesellschaft – Leiter des kollektiven Projekts
- Änderungen im deutsch-polnischen Grenzgebiet Polen und Auslandspolen in Deutschland
- Memelland, Oblast Kaliningrad, Ermland und Masuren – die heutigen Einwohner des ehemaligen Ostpreußen East-West Migration in Europe
- Das Verhältnis der polnischen Gesellschaft zu deutschen Rückforderungen von Vermögen.

Deutsche Übersetzung
Uwe Hahnkamp

Vom der Redaktion.

Professor Andrzej Sakson

Dr. Martyna Siudak von der Universität Ermland-Masuren in Allenstein/Olsztyn, hat eine biografische Reportage über Professor Andrzej Sakson verfasst.

Der Professor ist den Bewohnern unserer Region gut bekannt; er hat viele Jahre seines wissenschaftlichen Lebens dem Schicksal von Ermländern und Masuren gewidmet. Er war mehrfach Referent bei Seminaren, die von der Masurischen Gesellschaft organisiert wurden.

Er ist Autor von mehr als 400 Publikationen (Studien, Artikel, Monographien).

Zu den am meisten geschätzten Monographien gehören: „Die Masuren – eine Völkische Gemeinschaft des Grenzgebietes“ (Poznań 1990), „Nationalitätenbeziehungen in Ermland und Masuren 1945-1997“ (Poznań 1998), „Zeitgenössische Bewohner des ehemaligen Ostpreußens: Klaipeda Land, Kaliningrad Oblast, Ermland und Masuren“ (Poznań 2011, deutsche Ausgabe 2016),

Im Jahr 2017 wurde ein weiteres Buch mit dem Titel veröffentlicht. „Das Erbe Ostpreußens. Soziologische und historische Studien über die Region“. Nach der Veröffentlichung dieses Buches sagte Andrzej Sakson in einem Interview mit dem Titel „Professor aus Poznań, ein Wahlmasure“, das von Tomasz Kurs durchgeführt wurde: „Masure zu sein, ist meine individuelle, subjektive Entscheidung, die aus einem Gefühl der Solidarität mit einer

Gemeinschaft erwächst, die sowohl von Deutschen als auch von Polen ausgegrenzt wird. Die Masuren hatten ein tragisches Schicksal, über das Erwin Kruk unablässig geschrieben hat. Ein „Pole mit masurischer Abstammung“, ein „eingebürgerter Masure“ zu sein, ist eine Manifestation, eine Betonung, dass es auch für einen gebürtigen Polen etwas Wichtiges sein kann, ein Masure zu sein. (<https://olsztyn.wyborcza.pl/olsztyn>, 02.06.2017)

Im Jahr 2011 erhielt er den Bischof-Ignacy-Krasicki-Preis für seine wissenschaftlichen Aktivitäten. Der Bischof-Ignacy-Krasicki-Preis ist eine Auszeichnung für die herausragendsten Persönlichkeiten aus Kultur und Wissenschaft, die mit der Region Ermland, Masuren und Oberland/Powisłe verbunden sind.

Im Jahr 2022 hat die Selbstverwaltung der Woiwodschaft Ermland-Masuren den Professor mit dem Ehrenabzeichen für Verdienste um die Woiwodschaft Ermland - geehrt.

Im Jahr 2023 hat die oben erwähnte Dr. Martyna Siudak ihr Buch „Andrzej Sakson. Mazur z wyboru“ (Andrzej Sakson. Ein Masure aus freien Stücken) veröffentlicht.

Die Premiere der Publikation von Dr. Martyna Siudak fand am 25. Oktober 2023 im Wojciech Kętrzyński Nord-Institut in Olsztyn statt. Der Gastgeber des Treffens, an dem die Autorin und der Protagonist des Buches teilnahmen, war der Verleger Waldemar Mierzwa.

Masuren, Masuren und nochmals Masuren

von Grzegorz Supady

Am 9. November 2023 jährt sich zum 34. Mal der Fall der Berliner Mauer, ein einschneidendes Ereignis, das das Bewusstsein einer ganzen Generation prägte und ausschlaggebend für die Entwicklung Ost- und Mitteleuropas war. Für die jüngeren Jahrgänge ist es aber allmählich ein Geschehnis geworden, das in einer undefinierbaren Vergangenheit zurückliegt. Viele haben sich inzwischen an all die Errungenschaften gewohnt, die erst dank der politischen Wende des Jahres 1989 möglich waren. Dazu gehört bestimmt die Reisefreiheit.

In einem neueren Lehrbuch für die deutsche Sprache wurde ein kurzer Text über eine junge und beruflich erfolgreiche Tschechin aus Brünn (Brno) vorgestellt, die eng mit einem berühmten deutschen Unternehmen zusammenarbeitet. Aus diesem Grund macht sie häufig Auslandsreisen nach Deutschland und Österreich. Im Buch ist wörtlich Folgendes zu lesen: „Österreich lag nicht weit, aber erst nach 1990 konnte sie öfter als früher dorthin reisen“.

Immer wieder muss ich dann erklären, worum sich dabei eigentlich handelt, denn für manche Lernenden klingt der Satz eher unverständlich. Da ich mich verpflichtet fühle, seinen eigentlichen Sinn zu erläutern, sage ich, dass es den Einwohnern des Ostblocks nicht leichtfiel, die meistens unpassierbare Grenze zwischen Ost und West zu überqueren.

Am akutesten war dieses Problem bestimmt in der DDR zu spüren, einem Land, dessen Bürgerinnen und Bürger sich lediglich innerhalb der sozialistischen Staaten bewegen durften. Daher gehörte Polen zu den beliebten Reisezielen unserer westlichen Nachbarn.

Meine Hausbibliothek füllen bis heute verschiedene Nachschlagewerke, die noch in der DDR erschienen waren. Ich habe sie beibehalten, weil sie trotz alledem viel interessantes Wissen u.a. über Polen vermitteln. So kann im renommierten Hermann Haack Geographisch-Karographischen Anstalt Gotha erschienen Atlas eine Karte Mitteleuropas betrachtet werden, auf der die wichtigsten Städte, Flüsse, Gebirge und Seen Polens abgebildet worden waren. Vom Gebrauch der deutschsprachigen Namen, der sogenannten Exonyme, durfte damals gewiss keine Rede sein. Interessanterweise entschied man sich dennoch, einige erdkundliche Namen in deutscher Sprache darzubieten.

Dies gilt in erster Linie für folgende Gebirgszüge: Polnisches Mittelgebirge (d.h. Góry Świętokrzyskie), Riesengebirge, Westbeskiden, Hohe Tatra und Ostbeskiden.

Unter dem Flussnamen „Wisła“ steht in Klammern „Weichsel“ (daher sind wohl im Norden noch die Namen „Weichselhaff“ und „Weichselniederung“ präsent).

Bei „Oder“ fehlt hin gegen das polnisch sprachige Äquivalent! Unterhalb des Begriffs „Warszawa“ sieht man die deutsche Entsprechung „Warschau“. Akribisch wurden die wichtigsten Landesteile Polens genannt, alle in der polnischen Fassung – Śląsk, Mazowsze, Wielkopolska, Małopolska, Podlasie und Pomorze u.a.

Hier wurde jedoch eine einzige Ausnahme gemacht, und zwar im Falle von Masuren! Gleichzeitig ist zwischen Braniewo und Olsztyn die Bezeichnung „Warmia“ sichtbar.

Wahrscheinlich war „Masuren“ in der DDR also ein der maßenge-läufiger Begriff, dass man ihn nur schwer umgehen konnte. Wie man es allgemein weiß, sahen viele DDR-Einwohner westliches Fernsehen und hörten westdeutsche Radiosender, unter anderem den SFB (Sender Freies Berlin). Diese Rundfunkanstalt war in dem heute denkmalgeschützten Haus des Rundfunks untergebracht. Das Gebäude befindet sich in der seit 1918 bestehenden Masu-renallee in Westberlin. Der Name „Masurenallee“ wurde von den Journalisten tagtäglich benutzt, so dass er sich schon aus dem Grunde in den Ohren der Hörerinnen und Hörereingeprägt haben muss.

In dem 1979 im Tourist-Verlag erschienenen „Reiseatlas“ gibt es ebenfalls eine Polenkarte, auf der allerdings statt „Masuren“ „Pojezierze Mazurskie“ zu sehen ist. Dafür wurden einige sehens-würdige Städte und Regionen Polens gezeigt, mit den Masurischen Seen (so im Buch) an der Spitze. Neben Masuren wurden dort noch zwei beliebte Gebirgsregionen abgebildet: das Riesengebirge und die Hohe Tatra.

Was den erdkundlichen Sprachgebrauch also angeht, herrschte in den angeführten Landkartenwerken ein buntes Gemisch. Einer-seits wollte man unbedingt politisch korrekt sein (selbstverständ-lich nach damaligen Maßstäben!), andererseits traute man sich ab und zu doch eine deutsche Bezeichnung zu verwenden.

Dies galt auch für die vorhin schon angeführte Stadt Brno, dessen Stadtplan mit „Brünn“ in Klammern im Reiseatlas versehen wurde!

Das ewige Tauziehen um die jeweilige Verwendung eines erdkundlichen Namens betrifft allerdings nicht nur jene graue Vorzeit, sondern setzt sich auch heutzutage fort.

Im Frühjahr 2023 wurde offiziell der Name „Kaliningrad“ von allen Verkehrsschildern verbannt und mit dem urpolnischen „Królewiec“ ersetzt. Ist demgegenüber zu erwarten, dass bald irgendwo in der Bundesrepublik ein Wegweiser mit der Destination „Königsberg“ erscheinen wird?

Vielleicht wäre es doch angebrachter, manch eine umstritten vorkommende Bezeichnung zweisprachig auszuschildern? Übrigens, auf der A1, die mitunter scherzhaft „Warschauer Straße“ genannt wird, orientiert man sich ja an Wegweisern, auf denen WARSCHAU (WARSZAWA) prangt.

Macht euch keine Sorben!

Von Thomas Richert

In meinem Beitrag in der Masurischen Storchenpost vom September diesen Jahres erwähnte ich die Sorben. Sie sind eine von vier in Deutschland anerkannten nationalen Minderheiten (neben der friesischen Volksgruppe, den deutschen Sinti und Roma und der dänischen Minderheit) und haben neben ihrer Sprache eine offiziell anerkannte Flagge und Hymne. Im Südosten des Landes Brandenburg leben etwa 20.000 Sorben (die sich hier Wenden nennen). Sie sind Teil des westslawischen Volkes, das insgesamt etwa 60.000 Personen umfasst. Der andere Teil siedelt im Nordosten des Freistaat Sachsen. Das gesamte Siedlungsgebiet heißt Lausitz und umfasst auch Teile des Spreewalds, südlich von Berlin.

Die Sorben leben seit dem 6. Jahrhundert in der Lausitz. Das sorbische Volk hat seine eigene Identität durch die Geschichte hindurch bewahren und den verschiedensten Versuchen der Assimilierung widerstehen können. Besonders in der NS-Zeit war es in seiner Existenz bedroht. In der DDR-Zeit erfuhr das sorbische Volk zwar eine besondere staatliche Zuwendung, dies geschah aber um den Preis der weitgehenden Unterordnung sorbischer Organisationen unter die Vorherrschaft der SED. Damit war ein Verlust politischer, kultureller und konfessioneller Pluralität verbunden. Die Sorben der Niederlausitz stehen unter dem besonderen Schutz der Verfassung des Landes Brandenburg.

Wie die Überschrift bereits mit einem Augenzwinkern deutlich macht, gehen die Sorben seit ungefähr einem Jahrzehnt selbstbe-

wusster und offener mit ihrer Tradition um. Und es sind mal wieder die jungen Menschen, die sich ihren familiären Traditionen bewusster werden und mit diesen „spielen“.

So beispielsweise die Modemacherin Sarah Gwiszcz, die 2014 ihr eigenes Mode-Label gründete. Die studierte Designerin ist im Spreewald geboren und aufgewachsen. Der wendischen Tradition verbunden, lag es für sie nah, ihr Label nach den „Wurlawy“ (sagenhafte Waldfrauen) zu benennen. Sie verbindet in ihrer Mode modernes Design mit den traditionellen Elementen der wendischen und sorbischen Tracht. Oder das „Kolektiv Wakuum“, welches in und um Cottbus eine niedersorbische alternative Kultur aufbaut und verschiedene Projekte umsetzt, um auf das Sorbische aufmerksam zu machen. Dazu gehören Karaokevideos mit sorbischen Songs oder Karaokehits, die ins Sorbische übersetzt wurden; das Ausstellungsprojekt „KŚINA“ mit Kunst aus den Reihen des Kollektivs; Einzelausstellungen der Malerin Hella Stoletzki mit Porträts einer jungen sorbischen Generation; ein sorbischer Punk-Sampler; Videoprojekte mit verschiedenen sorbischen Künstlern; eine musikalische Kooperation zwischen sorbischen und walisischen Musikerinnen und einer Tour durch die Lausitz mit 6 Konzerten.

Hauptanliegen des Kolektiv Wakuum ist es, die in ihren Augen seit 50 Jahren geschrumpften sorbischen Strukturen aus dem Dornröschenschlaf zu erwecken und ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass es in der Region noch immer Sorben gibt. Cottbus, als die größte Stadt des sorbischen Siedlungsgebietes, ist dabei ihr Dreh- und Angelpunkt.

Überhaupt Cottbus: Warum die Straßenschilder hier denn alle auf

deutsch und polnisch sind, wird von Touristen in der Stadt meist als erstes gefragt und gemutmaßt, dass es daran liegt, dass die polnische Grenze nur 20 Kilometer entfernt ist.

An und für sich wäre es ja ein Traum, wenn die Beschilderungen in allen Grenzregionen Europas jeweils zweisprachig wären, um sich besser zu orientieren. Hier in Cottbus ist es jedoch Sorbisch, welches unter den deutschen Namen steht. Dies gilt für die gesamte Lausitz. Ortseingangsschilder, Wegweiser, Straßenschilder und Amtsgebäude.

In der Lausitz gibt es eine mittlerweile über 70 Jahre entwickelte Tradition öffentlicher deutsch-sorbischer/wendischer Zweisprachigkeit.

Noch vor der Gründung der DDR erließ der sächsische Landtag 1948 ein erstes Gesetz zur Wahrung der Rechte der sorbischen Bevölkerung. Das Land Brandenburg übernahm dessen Regelungsgehalt 1950 mit einer Verordnung. So ist in der Oberlausitz die obersorbische Sprache auf Ortstafeln und Wegweisern genauso präsent wie die niedersorbische in der Niederlausitz.

Erst nach der deutschen Einheit wurden nach dem Lausitzer Beispiel auch für andere Minderheiten- und Regionalsprachen entsprechende Rechtsgrundlagen geschaffen. So gibt es seit Anfang der 2000er Jahre auch zweisprachige Ortstafeln mit Dänisch (Schleswig-Holstein), Nordfriesisch (Schleswig-Holstein), Saterfriesisch (Niedersachsen) und Niederdeutsch (Schleswig-Holstein, Niedersachsen). Erste deutsch-nordfriesische Wegweiser wurden in den 2010er Jahren installiert.

Einige mehrsprachige Beispiele finden sich aber auch in Europa. So gibt es neben zweisprachigen Schildern beispielsweise in Wales, der Bretagne, Graubünden und Kaschubien auch dreisprachige wie in Südtirol und Siebenbürgen bis hin zu fünfsprachigen Ortstafeln in der Wojwodina.

Sprache ist ein wichtiger Bestandteil kultureller Identität. Jedoch spricht ein Großteil der Wenden in der Niederlausitz die sorbische Sprache nur noch selten oder überhaupt nicht mehr im Alltag. Dennoch identifizieren sie sich als wendisch oder sorbisch und fühlen sich der Kultur verbunden. Dazu zählt oft die emotionale Verbindung zur Sprache ihrer Eltern und Großeltern. Auch gibt es Familien, in denen nach einer Generation Unterbrechung die Kinder wieder Sorbisch/Wendisch lernen. Die Voraussetzungen dafür sind in der Lausitz geschaffen. Es gibt Kitas, in denen beide Sprachen gesprochen werden, es gibt Schulen, in denen Sorbisch als Fremdsprache unterrichtet wird und es gibt in Cottbus ein Niedersorbisches Gymnasium.

Sorbische Kultur und Geschichte, Bräuche, Trachten und vieles mehr werden dem Besucher in großen Museen in den Städten der Lausitz ebenso nahegebracht wie in liebevoll eingerichteten Heimatstuben auf dem Land. Und das macht es auch Besonders. Die sorbische Tradition ist gleichzeitig im Museum verankert und im Alltag erlebbar. Auch durch diese sorbischen Bräuche im Jahresverlauf, die vorrangig auf dem Dorf gefeiert werden:

Vogelhochzeit

Alljährlich am 25. Januar morgens werden Kinder, die zuvor einen

Teller auf das Fensterbrett oder vor die Tür gestellt haben, von den Vögeln, die an diesem Tage Hochzeit feiern, beschenkt.

Zampern

In Begleitung von Musik gehen Zampergruppen von Hof zu Hof. Nach einem Tänzchen mit der Hausfrau und einem Glas Schnaps werden sie mit Geld und Eiern für die anschließende Feier bedacht.

Ostern

Das Osterfest ist bei den Sorben mit vielen Sitten und Bräuchen verbunden, die in der Familie oder Gemeinschaft gepflegt werden. Dazu gehören u.a.: Ostersingen, Osterfeuer, Ostereierverzierern und Osterreiten.

Hexenbrennen

Außerhalb des Dorfes wird ein großer Reisighaufen errichtet. Obenauf wird eine von Kindern oder Jugendlichen gebastelte Hexe gesetzt. Sobald es dunkelt, wird der Haufen angezündet, und um ihn versammelt sich alt und jung.

Maibaumstellen

Am Vorabend des ersten Mai wird der Maibaum aufgestellt. Es ist ein etwa dreißig Meter langer Baumstamm, der mit Girlanden umwunden wird. Den Wipfel bildet zumeist eine mit bunten Bändern geschmückte kleine Birke. An einem der folgenden Maisonntage versammeln sich am Maibaum die Einwohner des Dorfes. Zunächst tanzt die Dorfjugend einige dafür einstudierte Volkstänze, die Mädchen tragen dazu meist die Tanztracht ihrer Region.

Schließlich wird der Baum ausgegraben. Sobald er fällt, laufen die Burschen nach dem Wipfel. Wer ihn als erster erhascht, ist Maikönig. Aus dem Kreis der Mädchen wählt er sich seine Maikönigin.

Johannisreiten

An einem Sonntag um den 24. Juni herum wird ein Bursche von einigen Mädchen gänzlich mit Kornblumenranken benäht, Arme und Beine werden mit Wicke umwunden. Für den Kopf wird eine einer Krone ähnliche Maske gewunden. So verkleidet reitet der Bursche in Begleitung seiner Freunde durch das Dorf auf ein freies Gelände. Die zuschauende Menge versucht nun, den im Galopp reitenden Burschen von seinen Begleitern zu trennen, sein Pferd aufzuhalten und ihn seiner Blumenpracht zu „berauben“.

Hahnrupfen

Für den Erntebrauch des Hahnrupfens wird auf einem freien abgeernteten Feld eine mit Eichenlaubgirlanden umwundene Pforte errichtet, an deren Quersteg ein getöteter Hahn befestigt wird. Er wird in solcher Höhe angebracht, dass den anschließend darunter durchreitenden Männern äußerstes Geschick und viel Mut abverlangt wird, um Kopf und Flügel des Hahnes zu erwischen. Derjenige, dem es gelingt, den Kopf abzureißen, ist erster König, diejenigen, welche jeweils die Flügel bekommen, sind zweiter und dritter.

Hahnschlagen

Das Hahnschlagen geschieht nicht mehr in der einst recht rohen Form, nach der der Hahn in einer ausgehobenen, mit Stöckchen abgedeckten Mulde mit dem Dreschflegel erschlagen werden musste.

Heutzutage schlagen die Burschen mit verbundenen Augen mit einem Dreschflgel auf einen umgestürzten Topf. Der geschickteste ist König und mit verbundenen Augen darf er sich aus den um ihn im Kreis tanzenden Mädchen eine Königin fangen.

Stollereiten

Nach dem Gottesdienst tanzen die Mädchen auf dem Kirchhof den Bändertanz. Anschließend begeben sich die Jugendlichen paarweise zum Gasthaus. Am Nachmittag erfolgt auf einem abgeernteten Getreidefeld das Wettreiten. Die drei schnellsten Reiter erhalten eine mit Blumen und Spargelkraut geschmückte Stolle.

Vorweihnachtszeit

In kleinen Gruppen gehen die Kinder von Haus zu Haus und bitten um Gaben. Meistens bekommen sie Süßigkeiten. In jedem Haus singen sie ein Vers mit folgendem Text: „Wjele zboža přejemy a so pěknje prašamy: Njej‘ tu swjaty Měrcin (Mikławš) był, njej‘ tu ničo wostajił? Ju wšak ju, poľnu šklu, hišće wulku hromadu.“ Ins Deutsche übertragen: „Viel Glück wünschen wir und brav fragen wir: War nicht der hl. Martin (Nikolaus) da, hat er für uns was dagelassen? Ja, doch ja, eine volle Schüssel und noch eine große Menge dazu.“

Soweit zur sorbischen Minderheit, die wir hier in Brandenburg haben. Eine Minderheit, die dank der jungen Menschen aktiv ist, die sich einbringt und Bestandteil des Alltags ist. Vielleicht sind ein paar Anregungen dabei gewesen, wie man gut und friedlich und tolerant miteinander leben kann, obwohl Sprache und Kultur doch sehr verschieden sind.

Und wenn man den Text jetzt noch einmal liest und an einigen Stellen statt sorbisch/wendisch die Worte masurisch oder deutsch einsetzt, sehen wir unsere Parallelen deutlicher und sind auf dem Pfad zur Brandenburgisch-Masurischen Gesellschaft. Diese will mit Projekten in Brandenburg und Masuren den Austausch untereinander anregen und Gemeinsamkeiten finden, ausbauen und wieder schaffen. Vielleicht finden sich Menschen, die sich in die Brandenburgisch-Masurische-Gesellschaft einbringen wollen. Diese Menschen sind herzlich willkommen. Einfach eine E-Mail an: post@brandenburgisch-masurische-gesellschaft.de

Telepathie

Telepathie

Als Quelle der Energie
Funktioniert einwandfrei
Aus dem Herbst macht sie einen Mai
Sie strahlt Sympathie aus
Einen schönen Blumenstrauß
Kann man senden und empfangen
Mit Freude auf den erhitzten Wangen
Bei diesen Wellen
Kommt es nicht zu Ausfällen
Sie entstehen auf eine liebevolle Weise
Sie kommunizieren miteinander still und leise

Das Gedankenlesen

Das Gedankenlesen

Ein einfühlsames Wesen
Kann es bewerkstelligen eben so
Dazu braucht man nur sagen Chapeau

Die Entfernung spielt keine Rolle
Das ist das Faszinierende das Tolle
Wie wurden die Gedanken übertragen
Man ist beeindruckt man stellt keine Fragen

Passiert es wenn man schläft oder denkt
Keine Ahnung man wird nur fein beschenkt
Die Gedanken die nur tief in einem Kopf waren
Was für ein Gefühl die andere Seele hat davon erfahren

Stefan Pioskowik Oktober 2023

WISŁAWA SZYMBORSKAS COLLAGEN ALS SPEZIFISCHER IKONOTEXT. PRIVATE KOMMENTARE ZUR REALITÄT

Referatseindrücke aus einer Konferenz an der Europäischen Universität Viadrina

Mitte November fand anlässlich des 100. Geburtstags von Wisława Szymborska eine internationale wissenschaftliche Konferenz statt. In der Europa Universität Viadrina und im Collegium Polonicum wurde die polnische Literaturnobelpreisträgerin mit mehr als zwanzig Vorträgen geehrt. „»Manche mögen Poesie...« – die internationale Rezeption des Werks von Wisława Szymborska“ – so war der Titel der Konferenz. Man sprach über Übersetzungen und über die Rezeption, man interpretierte die Gedichte. Man setzte Szymborskas Werk in einen intertextuellen Kontext. Schließlich untersuchte man auch ihre Collagen.

Arkadiusz Łuba sieht sie als spezifischen Ikonotext, als private Kommentare zur Realität. Das war das Thema seines Vortrags. Darüber sprechen wir jetzt mit ihm.

Masurische Storchenpost: Was ist ein Ikonotext?

Arkadiusz Łuba: Also das versteckte Wort »Ikone« in dem Begriff »Ikonotext« deutet darauf hin, dass wir mit einem Bild zu tun haben. Und zu diesem Bild gehört ein bestimmter Text. Und nur beide zusammen geben die gesamte, volle Bedeutung den Betrachtenden/den Empfängern. So, dass das Bild alleine und der Text alleine was anderes bedeuten können, als die beiden Elemente zusammen. Mit Ikonotexten haben wir beispielsweise bei Memes, Cartoons und Comics zu tun. Ich versuche eben Szym-

borskas Collagen ähnlich wie die politischen Cartoons und Memes zu sehen, zu lesen, zu betrachten.

Konnte denn Szymborska Comics?

Nun ja, als sie 1945 ihr erstes Gedicht zum Druck brachte, wusste sie, dass wenn dieses nicht genommen wird, wird sie nicht mehr schreiben. Das sagte sie in einem Interview. In dem gleichen Interview sagte sie auch, dass wenn sie keine Dichterin geworden wäre, hätte sie gerne gezeichnet. Sie erwähnte dabei zwei polnische Karikaturisten Kazimierz Sichulski und Andrzej Stopka als Referenz. Sie würde, wie die beiden gerne zeichnen; die gesamte Weltpanorama mit nur einem sparsamen Strich umzeichnen und dabei ein bisschen verspotten, sagte sie. Nun kam es eben anders – das Gedicht wurde genommen. Aber sie hat auch bewiesen, dass sie durchaus zeichnen kann! Für ein Englisch Abc-Buch von 1946 und für ein Kinderbuch über den Kater Mruczek von 1948 zeichnete sie mit einer cartoonhaften, reduzierten Linie Illustrationen. Und dann kamen die Collagen.

Und diese lassen sich dann als Cartoons interpretieren?

Politische Cartoons und Memes dokumentieren und halten fest die Realität, kommentieren und verspotten sie. Szymborskas Spott – wenn er überhaupt schon da ist – ist milde und verletzt niemanden. Ganz nach der Maxime des erwähnten Karikaturisten Andrzej Stopka, den sie verehrte. Sie kommentiert eher mit Augenzwinkern. Wir wissen nicht, was Szymborska gedacht hat, als sie ihre Collagen anfertigte. Aber sie hat ihre Motive sorgfältig ausgewählt, diese genauso zusammen gesetzt. Und sie klebte Ihre Postkarten mit einem bestimmten Empfänger im Hinterkopf

zusammen. Ich denke, sie dachte damals nicht direkt an politische Cartoons, aber es lässt sich wiederum auch nicht komplett ausschließen. Mit dem Text der Korrespondenz und manchmal nur durch die ausgewählten Motive dokumentieren und kommentieren sie schließlich auch das politische und gesellschaftliche Geschehen.

Wie Sie sagen, bediente sich Szymborska für ihre Collagen verschiedener Motiven, die sie aus Buntmagazinen, Zeitungen und des Gleichen mehr herausgeschnitten hat. Oft auch der Kunst...

Ja, sie mochte beispielsweise Leonardos *Die Dame mit dem Hermelin* und *Mona Lisa*. 1998 setzte sie den Kopf von Mona Lisa ans Lenkrad eines alten Autos auf eine Postkarte für Stanisław Barańczak, ihren Freund und Übersetzer ins Englische. Man sagt, er habe die schönsten und die zahlreichen Collagen von Szymborska erhalten. Diese konkrete Collage betitelte Szymborska als *Mona Lisa in einem prahlerischen Auto aus den Zwanzigern*. Das Bild ist sehr suggestiv, es verbindet die schwarz-weiße Vergangenheit mit der Moderne eines bunten Autos. Als ob Szymborska die Renaissance-Ikone in die Gegenwart importieren würde. Im kommunistischen Polen war ein Auto ein Symbol von Wohlstand und Freiheit. Nach der Wende 1989 stand es besonders für die Freiheit, wie die Reporterin Olga Gitkiewicz in ihrem Buch *Nie zdążę (Ich komm zu spät)* bestätigt. So wird Szymborskas Mona Lisa auch zu einer freien, emanzipierten Frau. In der Werbung der 20er Jahre wurde gerne eine junge, freie, unabhängige Frau mit einem Auto oder anderen technischen Neuigkeiten gezeigt. Frauen nahmen an Autorennen teil! So sehe ich in der Collage die französische

Schauspielerin und begeisterte Rallyefahrerin Colette Salomon in ihrem Bugatti Typ 35, abfotografiert 1927 in der „Vogue“ und Tamara Łempickas Gemälde *Selbstporträt in grünem Bugatti*, die sie für die exklusive Frauenzeitschrift „Die Dame“ 1929 gemalt hat. Vielleicht sah die beiden Bilder auch Szymborska, wenn sie ihr Collage-Auto in die 20er platziert hat. Allerdings lag sie dabei falsch. Während der Konferenz zeigte die Collage auch eine Universitätsprofessorin aus Breslau, die Szymborskas Collagen mit den kurzen Zeichentrickfilmen von Terry Gilliam verglich. Sie tippte auf ein Bentley und suchte nach Bestätigung. Ich konnte sie und das Publikum darüber aufklären, dass es laut meiner Archiv-Recherche ein Produkt des Autokonzerns „Auto-Union“ ist und Ende der 30er/Anfang der 40er Jahre produziert wurde.

Die Collage sehe ich als einen Kommentar zur modernen Technik, zur Freiheit und natürlich als einen Feminismus-Ausdruck. Man könnte auch eine Parallele zu Leonardo sehen. Der Universal-künstler der Renaissance zeichnete doch auch Pläne von Fahr- und Flugmaschinen, war also an moderne Technik unheimlich interessiert. Man merkt also, was alles man in diesen 14,7x10,5 cm-großen Postkarten – dem Format, das Szymborska benutzte – entdecken kann. Das waren keine bloßen Spielereien einer „netten, alten Dame“, wie man Szymborska oft nannte. Allerdings machte sie sie auch aus Spaß an der Sache und im privaten Freundeskreis. Erst 1981 in den USA und 2003 in Polen konnte man die ersten Collagen öffentlich im Druck sehen.

Unter den Roman-Autoren standen nun Thomas Mann und sein Zauberberg an der Spitze. Sie sprechen auch von einer Thomas-Mann-Collage in Ihrem Text...

Diese Collage ist eine besondere. Sie wurde nämlich an niemanden verschickt und ich habe sie im Szymborska-Archiv an der Jagiellonen Universität während meiner von der Polnischen Botschaft in Berlin finanzierten Recherche entdeckt. Die Collage ist aus zwei Elementen gebaut. Es ist eine Postkarte mit einem Foto der Skulptur „Der Wager“ des Nazibildhauers Arno Breker. Diese Skulptur wurde im Jahre 1939 geschaffen, für den Runden Saal der neuen Reichskanzlei in Berlin. Sie ist eine monumentale Plastik, wie der Stil, in dem die neue Welthauptstadt Germania des Naziarchitekten Albert Speer geplant war.

Szymborskas gelingt hier mit einem einfachen Schritt etwas Geniales. Sie klebt einen großen Kopf von Thomas Mann anstelle des originellen Kopfes der Skulptur. So ersetzt sie den Wager der Nazis durch ihren eigenen Wager – durch Thomas Mann. Manns Kopf ist überproportional und dominiert den perfekten Körper eines *Übermenschen*, könnte man sagen. Dem Ideal der Nazi-Verbrecher wird dadurch ein schöner und mutiger Mensch entgegengesetzt, der trotz des Risikos etwas wagt. Wie Thomas Mann eben, der doch gegen die Nazis war und es auch artikulierte. Szymborska ist sich der ambivalenten Natur eines Menschen bewusst und spricht sich für ihre gute Seite aus. Gleichzeitig prangert sie mit ihrer Collage das mit Faschismus vergiftete System an. Herrlich, oder?

Ja, man kann es definitiv als Kritik sehen. Somit waren Szymborskas Collagen politisch und gesellschaftlich. Sie bastelte beispielsweise eine Collage über die Ehe. Man sieht darauf ein Ehepaar und einen Text „5 Jahre Garantie“... Was würde dazu die Sittenpolizei sagen?

Ja, das ist interessant. Ich habe im Polnischen Statistikamt nachgeschaut und während Szymborskas Lebenszeiten steigerte die Dauer der Ehen in Polen kontinuierlich. Im Jahr ihres Todes 2012 betrug sie ca. dreizehn Jahre. In den 50er Jahren aber, in den Jahren also, in denen sie mit Adam Włodek verheiratet war 1948-1954, betrug die Dauer tatsächlich fünf Jahre – wie ihre eigene Ehe. Das ist vielleicht ein Zufall. Die Collage entstand zwar später, die Unterschrift passt aber perfekt in die erwähnte Statistik. Vielleicht kannte Szymborska diese auch, was ein Beweis dafür wäre, dass sie ihre Zeiten, die Realität in der sie lebte, genau unter die Lupe nahm. Das sieht man eh, wenn man ihre Gedichte liest. Oder aber machte sie selber diese Beobachtung, was mit polnischen Ehen passiert, was wieder für ihr genaues Auge sprechen würde.

Sie haben auch in dem Karl Dedecius Archiv in Słubice geforscht. Szymborska hat ihre Collagen auch an ihren Übersetzer ins Deutsche geschickt. Wenn Szymborska heute noch gelebt hätte, mit welcher Collage würde sie das heutige Polen illustrieren, kommentieren? Was würde sie Karl Dedecius schicken?

Das hat sie eigentlich schon im Jahre 1992 getan. Sie schrieb damals im März: „Erreichen Euch Nachrichten aus Polen? Bei uns hier steht’s nicht zum Besten, soviel ist sicher. Aber falls Du von irgendwelchen Besessenen, Hassern, Nationalisten oder Fanatikern hörst, denke bitte nicht, dass bei uns alle so sind...“.

Dieses Fragment bezieht sich direkt auf die antiromanischen Unruhen von 1991 in Mława, einer Stadt gelegen mittig zwischen Allenstein und Warschau; auf die antiromanischen Unruhen also,

gezielt gegen den Besitz der reichsten Vertreter dieser lokalen Minderheit. Doch Polen hatte derzeit auch mit anderen Plagen zu kämpfen. Mitte 1991 brach ein Konflikt zwischen dem Präsidenten und dem Sejm aus, die Regierung war instabil. Die Industrie und die Landwirtschaft waren in einem miserablen Zustand. Eine riesige Inflation herrschte. Quasi „auf Schritt und Tritt“ – wie die schwarze Katze auf der Collage beschriftet wurde – deckte man politische Skandale auf. Und die schwarze Katze selbst steht doch als Symbol für Unglück, Sünde, Egoismus und des Gleichen mehr. Diese Collage ist heute sehr aktuell, wenn wir an die polnische Xenophobie, den Antisemitismus, Populismus, politische Hetze usw. denken...

Ferienspaß in der Seenlandschaft Masurens

Von Siegfried Burghardt

Es war im Sommer 1942, als in Masuren im Kreis Ortelsburg die sehnsüchtig erwartete Ferienzeit begann. Nun hatte ich genügend Zeit für meinen beliebtesten Ferienspaß, das Baden mit meinen Freunden im Rheinsweiner See und im Lenkssee. Die Seen, in der Nähe meines Wohnortes Theerwisch, lockten uns Kinder mit unwiderstehlicher Anziehungskraft. Der masurische Sommer mit anhaltend schönem Wetter, meist nur kurzzeitig von lauwarmem Gewitterregen unterbrochen, bot dafür beste Voraussetzungen. Beide Seen waren von meinem Wohnort, Theerwisch, einem kleinen, verträumten Bauerndorf, mit einem etwa halbstündigen Spaziergang zu erreichen.

Bereits der Fußmarsch zur naturbelassenen Badebucht im Rheinsweinersee war ein abenteuerliches Vergnügen beim Beobachten der zahlreichen Tiere.

Das Leben in dieser kleinen Welt zog mich in seinen Bann. Es kam mir nicht in den Sinn, in den Ferien verreisen zu wollen, obwohl ich beim Lesen von Abenteuerbüchern von fernen Ländern träumte. Meine Besuche in der Stadt Ortelsburg ließen manchmal das Gefühl aufkommen, auf dem Land in einer gottverlassenen Gegend zu leben.

Dennoch konnte ich mich für das Stadtleben nicht begeistern, weil ich seit früher Kindheit sehr naturverbunden war.

Diese Naturverbundenheit wurde noch durch meine Lieblingslehrerin in der Volksschule, Frau Lina Schilling, gefestigt, indem sie uns Schülern bewusst machte, dass wir in einer schönen, liebenswerten Umgebung aufwuchsen.

Sie war eine begeisterte Badenixe und schwärmte besonders vom schönen Rheinsweiner See und der prächtigen Landschaft ringsherum, wenn sie gelegentlich einige ihrer Schüler auf dem Weg dorthin begleitete.

Für uns Kinder in ihrer Schulklasse war die Landschaft nichts Besonderes. Wir waren zu jung, ihre Schönheit zu erkennen und zu würdigen. Frau Schilling, die im Weserbergland aufwuchs, war sehr empfänglich für die Reize der masurischen Landschaft.

Im *Ortelsburger Heimatboten* beschrieb sie den Rheinsweiner See mit folgenden Worten: „Wie ein farbiger Kranz umgaben die Ortschaften Theerwisch, Waldrode, Ingelheim, Kallenau, Rheinswein und Erben den See, unterbrochen von wogenden Kornfeldern, saten Wiesen, dunklen Wäldern und lichten, kleinen Anhöhen. Inmitten dieser Pracht aber schimmerte ein silbernes Kleinod von seltener Schönheit: der Rheinsweiner See.“

Die einheimischen Dorfbewohner hatten wenig Interesse oder keine Zeit, um im See zu baden. Meine Mutter z. B. war nie am See dabei. Sie konnte auch nicht schwimmen. Die meisten Dörfler, vorwiegend Landarbeiter und Handwerker, erfuhr ich als Menschen, die von früh bis spät schwer arbeiteten.

Diese Beobachtungen ermunterten mich nicht, möglichst bald erwachsen zu werden.

Wenn wir Kinder barfuß auf Feldwegen zum Rheinsweiner See schlenderten, konnten wir die Landarbeiter bei der Ernte beobach-

ten. Heu- und Getreideernte war angesagt. Man mähte auch noch mit der Sense, aber vorwiegend mit Mähmaschinen, die von Pferden gezogen wurden. Die Maschinen warfen die Halme geordnet in kleinen Haufen ab, die von Frauen zu Garben gebunden wurden.

Es gab aber auch Selbstbinder-Maschinen, so dass man die Garben zum Trocknen nur noch aufstellen musste. Ich ließ mir bei meinem Gang zum See meist Zeit und beobachtete gern die zahlreichen Vögel. Die häufigsten Arten konnte ich beim Namen nennen. Neben den trillernden Feldlerchen sah ich auch häufig Haubenlerchen, die in den Pferdeäpfeln nach unverdauten Nahrungsresten stocherten. Besonders spannend fand ich, wenn Störche, Krähen und Greifvögel ohne Scheu in der Nähe der Arbeiter auf den Äckern und Wiesen Mäuse, Frösche und Heuschrecken jagten. Majestätisch schritten einige Störche durch die Wiesenflur. Sie ließen sich nicht im Geringsten durch die Menschen stören. Die Adebare schienen sich als eigentliche Herren des Sees und der Uferlandschaft zu fühlen. Würdevoll umkreisten sie die Heuhaufen und Getreide-Hocken in der Nähe der Arbeiter und Arbeiterinnen. Im Laufe der Zeit achtete ich schließlich nicht nur auf die Tiere, sondern hatte auch Interesse daran, die Landschaft immer mehr in Augenschein zu nehmen und mich an ihrer Schönheit zu erfreuen.

In unserer bevorzugten Badebucht gelangte man ganz allmählich in tieferen Regionen. So konnten wir in Ufernähe planschen und weiter hinten ungehindert schwimmen. In dieser Bucht lernte ich als Achtjähriger schwimmen, indem ich mir ein Schilfbündel unter den Bauch legte. Wasserball-Spiele waren unsere Lieblingsbeschäftigung. Das längere Sonnenbaden machte mir keinen Spaß.

Ich kann mich auch nicht erinnern, dort jemals Sonnencreme benutzt zu haben. Bei allmählicher Hautbräunung vermied ich einen Sonnenbrand. Neben sportlichen Aktivitäten beobachtete ich als Vogelfreund gern Rohrsänger und Wasservögel bei der Brutpflege, die Fischjagd der Reiher und mit Vorliebe das Balzverhalten der Kiebitze. Mit ihren trudelnden Flugkünsten sind sie die Gaukler unter den Gefiederten. Besonders lustig fand ich die trippelnden Laufübungen dieser Vögel mit der Federtolle, von häufigem Kopfnicken begleitet. Ihre Rufe und die sonderbaren Balzflüge gehörten zum Gepräge dieser offenen masurischen Seenlandschaft.

Während wir den Rheinsweiner See selten in Begleitung von Erwachsenen besuchten, badeten wir im Lenkssee beim Dorf Erben zeitweise zusammen mit meiner Tante Annemarie aus Aachen. Sie besuchte uns im Juli 1942 bereits das dritte Mal in den Sommerferien. Die lange Zugfahrt vom äußersten Westen Deutschlands zum entfernten Ostpreußen nahm sie gern in Kauf, weil sie eine begeisterte Masuren-Liebhaberin war.

Die Badebucht am Lenkssee war nicht so urwüchsig wie die am Rheinsweiner See. Mit einer zum Wasser geneigten Liegewiese und einem Holzsteg war sie eine ideale Badestelle. Wunderschön am langgestreckten, waldumsäumten Lenkssee gelegen, war sie selten von Schreihälsen bevölkert und nie überlaufen. In den Sommerferien habe ich den Lenkssee recht häufig aufgesucht, mit meiner Tante oder mit Freunden.

Die Tante aus Aachen schwamm gern weiter hinaus. Ich traute mich nicht allzu weit zu schwimmen, weil es im See Strudel gab, die ich vom Steg aus entdeckte. Ein ganz besonderes Vergnügen bereitete

das Angeln vom Steg. Das Wasser war so klar, dass man bis auf den Grund schauen konnte. Es war sehr spannend, das Verhalten der Fische beim Biss in den Köder zu beobachten. Der Lenkssee war unter den masurischen Seen wegen seines kristallklaren Wassers berühmt. Ich will nicht meine heimatliche Seenlandschaft in verklärender Weise als kleines Paradies beschreiben. Aber etwas Besonderes mit prägender Wirkung war sie allemal.

Die maßvollen menschlichen Eingriffe in die naturnahe, seenreiche Moränenlandschaft ließen der Pflanzen- und Tierwelt genügend Raum zur Entfaltung und verfälschten nicht ihren Charakter. Für uns Kinder war es ein großartiges Vergnügen, inmitten der Natur an den Badebuchten der beiden Seen einen großen Teil unserer Freizeit zu verbringen.

Es ist kaum zu glauben, dass wir masurischen Dorf-Kinder in unserer kleinen, friedlichen Welt die Sommerferien scheinbar unbekümmert genießen konnten, obwohl wir uns inmitten des Krieges befanden und die Royal Air Force deutsche Großstädte bombardierte. Da noch keine unmittelbare Lebensgefahr bestand, gelang es uns Kindern offenbar recht gut, Kriegs- Ängste zu verdrängen und sich den Ferienspaß dadurch nicht vermiesen zu lassen.

Siegfried Burghardt



Das Foto stammt aus der Zeit der dreißiger Jahre.
Aus den Archiven des Autors.

IMPRESSUM

- 3 Prof. Andrzej Sakson.
Der Wahlmasure, lebte in zwei Welten
- 13 Vom der Redaktion.
Professor Andrzej Sakson
- 15 Masuren, Masuren und nochmals Masuren
Grzegorz Supady
- 19 Macht euch keine Sorben!
Thomas Richert
- 27 Stefan Pioskowik: Telepathie, Das Gedankenlesen
- 28 Arkadiusz Łuba: Wisława Szymborskas Collagen
als spezifischer Ikonotext. Private Kommentare zur
Realität
- 35 Ferienspaß in der Seenlandschaft Masurens
Siegfried Burghardt

**Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren
wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des
Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden**

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.
Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie
Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.
Tel.: +48 606 68 02 18; Email: barbara.willan@gmail.com
www.stowarzyszeniemazurskie.pl/de

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion:

Barbara Willan (leitende Redakteurin),
Ewa Dulna (Website-Redakteurin)

Masurische Storchepost” (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:
BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie
Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996
BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych
MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungsministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Oben: Lenkssee mit Steg, Unten: Rainsweinssee.

"Niektórzy lubią poezję...", czyli o recepcji dzieła Wisławy Szymborskiej na arenie międzynarodowej
15 - 17 listopada 2023
Frankfurt nad Odrą / Słubice



Arkadiusz Łuba

**Kolaż Wisławy Szymborskiej
i komentarze do rzeczywistości**

„Ich möchte Karikaturist werden“ – Wisława Szymborskas Collagen als spezifischer Ikonotext. Private
Kommentare zur Realität

Fot. & Collage © Arkadiusz Łuba

S. 28